07.02.1930 Fr

4165

A:
J: Meine letzten Kriegsschuhe: Erinnerungen (am Krieg 1914-18)

Abreißkalender

Beim Aufräumen auf dem Speicher fand sich in einer Ecke ein altes Paar Schuhe.

Vielmehr ein altes Schuhpaar. Denn es erinnerte an ein altes Ehepaar. Der rechte Schuh war offenbar der Mann, der linke die Frau gewesen. Er hatte überall den Schritt markiert, war überall vorne weg gewesen, wo etwas zu riskieren war. Er war auch etwas größer, als seine Schuhehehälfte. Um so viel größer etwa, wie ein Hahn größer ist, als die Henne. Und Er trug die Nase auch etwas höher, als Sie. Es waren von jenen amerikanischen Schuhnasen, die die Mode vor dem Krieg herüber gebracht hatte, hoch und gewölbt, als gebe darin der dicke Zeh den andern eine Gesellschaft.

Beide sahen arg verdrückt und verkrumpelt aus. Wie schlecht gehaltene Spittelgreise. Am besten hatte Sie sich gehalten. Sie stand zwar schief auf dem vertretenen Absatz, aber doch aufrecht, und ihr Schaft hielt sich noch wacker in der Senkrechten. Er aber lag am Boden, halb an sie geschmiegt, und das ganze Elend seiner verschlissenen Sohle gähnte hilflos den Beschauer an.

„Ei," dachte ich, „welcher Landstreicher hat denn auf meinem Speicher seine alten Trittlinge liegen lassen?"

Merkwürdig! Je länger ich sie ansah, desto bekannter kamen sie mir vor. „Als wär's ein Stück von mir." Natürlich! Das waren doch Schuhe, die ich selbst einmal getragen hatte. Nichts ist deinem Blick doch vertrauter, als die Form deiner Schuhe, die du täglich und stündlich vor Augen hast. Nichts ist dem Menschen persönlicher, als die Form seiner Hände und Füße. Kein Zweifel, das waren Schuhe, die ich früher einmal getragen hatte. Lange getragen. So lange sie es aushielten.

Und nun erinnerte ich mich. Es waren meine letzten Kriegsschuhe. Ich hatte sie gekauft, als der Friedensvorrat aufgebraucht war. Pappdeckelsohlen. Das war die schöne Zeit, wo man aus alten Sohlresten kleine ovale Flicken herausschnitt und sie sich unter die Schuhe nagelte. Wo jeder einzelne Bürger zum Lederhändler und Schuster wurde. Ich erinnere mich, wie eines Tages im Pole Nord ein alter Reisekoffer versteigert wurde, heiß umkämpft von Leuten, die glaubten, er bestände aus Sohlleder. Und es war überschmiertes Segeltuch.

Also die Schuhe da hatte ich getragen! Mit diesem Bettlerschuhwerk war ich damals durch den hellen Tag gegangen, hatte mit vornehmen Herren zusammengestanden und über hochwichtige Fragen diskutiert, bei denen es vielleicht um Milliarden und um Weltinteressen ging. Ich dachte daran, wie uns in unserer Kindheit eingeschärft wurde, daß der Mensch an seinen Schuhen zu erkennen sei. Wer desiges Schuhwerk trage, und ginge er sonst in Lumpen, der sei kein Lump, und umgekehrt, wer im reichsten Anzug aber in zerrissenen Schuhen herumgehe, der könne nicht von weit her sein.

So arm also waren wir damals alle miteinander, daß uns schon die Grundlage aus den Fugen ging, daß wir Schuhe mit durchgelaufenen Sohlen und schiefen Absätzen trugen. Daß wir also grade heraus arm waren.

Ich weiß nicht, waren wir wirklich arm? Oder vielmehr, fühlten wir uns arm? War für uns die Armut Verstoßenheit? Fühlten wir uns sozial degradiert, als wir im Winter 1917-18 uns mit Kohlrabi nährten und Durchfall uns zum chronischen Zustand geworden war? Ich glaube kaum. Mit unserer Armut von damals war nicht das Bewußtsein eines Ausnahmezustandes gepaart. Wir waren alle miteinander arm geworden. Wir hätten mit Hilfe von Durchstechereien unsere Lage verbessern können, aber wir legten einen heldischen Stoizismus darein, dem Schicksal die Zähne zu zeigen. Höchstens daß wir im Hamster-Rucksack aus dem Osten mal eine Speckseite oder von der Mess einen halben Sester Erbsen einschwärzten. Grade genug, für einen Tag oder zwei auf dem Speisezettel die Kohlrabi vorteilhaft zu ersetzen.

Ich glaube, ich werde das alte Schuhpaar als Andenken an heroische Zeiten unter eine Glasglocke stellen.

Vendredi 7.2.1930